

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Herausgegeben für die Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Commissee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich
zweimal zum Preise von 1 Dollar das Jahr.

Halte, was du hast, daß Niemand deine Krone nehme.
(Offenb. 3, 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt, Bestellungen, Abbestellungen, Gelder u. s. w. sind zu adressiren: Rev. A. Adelberg, Watertown, Wis.

7. Jahrg. No. 18.

Watertown, Wis., den 15. Mai 1872.

Lauf. No. 150.

Festgruß

zum Jubelfest der Missouri-Synode.

Sag' an, was deuten diese Menschenwogen,
Die vogelgleich im Lenz zur Helmath ziehn?
Was hat vom kalten Nord sie hergezogen
Zum Süden, wo die Pfirsichbäume blühen?
Hat diese Hirten Wanderlust betrogen,
Daß sie von ihren Heerden untreu flehn?
Gott Lob, ein Andres hat sie hergetrieben,
Sonst wären sie bei Amt und Haus geblieben!

Seid fleißig stets, die Einigkeit zu halten
Im Geiste, durch des Friedens starkes Band;
Wo Glaube und Bekenntniß sich gestalten
Zu rechter Einheit, reichen wir die Hand;
Nach-langem Kampfe darf der Friede walten
Mit Brüdern hier im fernem Abendland:
Missouri hat mit Gottes Schwert gekriegt
Und in der Kraft des Höchsten stark gesiegt!

Gefallen hat es Gottes freier Gnade,
Die Langgetrennten zu vereinen stark;
Daß sie zum Einen Ziel auf Einem Pfade
Besetzt von Einem Geiste bis in's Mark;
Daß nun geheilet werde Josepfs Schade,
Der nur den Blinden sich bisher verbarg:
Und deß' zum Zeugniß wachsen wir zusammen,
Die Einem Wurzelgrunde wir entstammen!

Zu Euren kirchlich-frohen Jubelfeste
Entsenden wir zum Herrn der Kirche Dank;
Er selbst hat Euer Zeugniß auf das Beste
Gesegnet mit des Wortes Siegesgang;
Drum harret aus in diesem Weltlaufstrecke,
Mit Zeugnismuth in allem Kampfesdrang:
Einst schlägt die Sieges- und Erlumpfes-Stunde,
Wo wir als Brüder stehn in Einem Bunde!

D. A. A.

Die Gemeindefschule.

Wenn wir gleich behaupten, daß wir in unserer christlichen Gemeindefschule ein überaus hohes Gut besitzen, ja daß schon um dieser gesegneten Einrichtung willen unsere theure lutherische Kirche sich weit erhebt über die meisten andern Kirchen, so wollen wir damit doch nicht den Anschein geben, als befände sich nun bei uns alles in Ordnung, wir hätten unser Werk gethan und könnten uns nun unbesorgt der Ruhe hingeben. Denn abgesehen davon, daß leider auch noch innerhalb unserer Kirche, wenn auch wohl nur ganz vereinzelt, sich Gemeinden finden, welche keine Gemeindefschule haben und auch nicht einmal die möglichen Anstrengungen machen, eine solche zu bekommen, so sind doch die

vorhandenen Gemeindefschulen vielfach derart beschaffen, daß sie einer gründlichen Verbesserung bedürfen, ehe sie einigermaßen befriedigend die wichtige Aufgabe lösen, welche ihnen gesteckt ist. Hier gilt es wahrlich nicht, auf die Freischule verächtlich hinabsehen, und sich selbst einer schlaffen Gleichgültigkeit hingeben, weil man meint, daß Gottes Wort in unseren Schulen allen Schaden gut mache. Gewiß macht Gottes Wort allen Schaden gut, aber nur dann, wenn es wirklich in unseren Schulen herrscht und sowohl Lehrer als Schüler regiert. Lassen sich beide und auch unsere Schulgemeinden wirklich von demselben treiben, dann giebt es willige Herzen, die alten Uebelstände werden bald beseitigt werden und ein neues fröhliches Leben wird beginnen, welches Gott allen unsern Schulen schenken wolle. Man hüte sich aber das Wort Gottes zu einem Schlummerkissen zu machen, auf dem man die eigene Trägheit und Gleichgültigkeit, so wie den Geiz bettet, sonst möchte uns der Segen unter den Händen zerrinnen.

Einer der verbreitetsten Uebelstände in unserm Schulwesen ist das Schulehalten der Pastoren. Es ist dasselbe zwar in jungen Gemeinden oft ein recht nothwendiges Uebel und war es in früheren Zeiten noch viel mehr, als jetzt; allein es sollte doch niemand glauben, daß diese Einrichtung ein ganz regelrechter, auf die Dauer beizubehaltender, Zustand oder gar eine besonders wünschenswerthe Maßregel sei. Wer so etwas bei sich dachte, der befindet sich jedenfalls in einem starken Irrthum. Denn wenn die Pastoren selbst Schule halten müssen, so haben sie zwei Aemter, die jedes für sich überaus wichtig sind und eines Mannes geistige Kraft, Liebe und Sorge vollständig in Anspruch nehmen. Wer sie nun beide führen soll, der muß eines nothwendigerweise vernachlässigen, entweder das Predigtamt oder das Schulamt, und zwar nicht bloß in einer großen, sondern ebenso wohl auch in einer kleinen Gemeinde. Denn zum Predigtamt gehört nicht bloß, daß einer des Sonntags eine Predigt und Kinderlehre hält, etwa in der Woche noch einen Abendgottesdienst besorgt und außerdem seine Kranken besucht, obwohl das wahrlich einem Manne, der es treu meint, genug zu thun geben kann; sondern dazu ist auch das unumgänglich erforderlich, daß der Prediger fleißig bete, studiere und meditiere (nachdenke) über Gottes Wort. Dazu ermahnt der Apostel Paulus,

wenn er 1 Tim. 4, 13 sagt: „Halte an mit Lesen“, und Luther sagt: Fürwahr, du kannst nicht zuviel in der Schrift lesen, und was du liest, kannst du nicht zu wohl verstehen, und was du verstehst, kannst du nicht zu wohl lehren, und was du wohl lehrst, kannst du nicht zu wohl leben. Glaube es einem, der es erfahren hat. Der Teufel ist es, die Welt ist es und unser Fleisch ist es, die wider uns wüthen und toben. Darum, liebe Herren und Brüder, Pfarrherren und Prediger, betet, lesset, studieret, seid fleißig!“ (Erlanger Ausgabe, Band 63, Seite 372.) Wenn nun ein Pastor wegen des Schulehaltens nicht Zeit hat, sich selbst weiter zu bilden, wenn also sein geistiges und geistliches Wachsthum aufhört, so ist das nicht allein für ihn selbst ein ganz unersehlicher Verlust, sondern die Gemeinde selbst hat auch den allergrößten Schaden davon. Denn wie soll ein Prediger als ein rechter Haushalter über Gottes Geheimnisse altes und neues aus seinem Schatze hervorbringen, wenn er nicht immer neue Schätze einsammeln kann? Was soll aus einem Schatze werden, von dem man nur nimmt, der aber niemals vergrößert wird? Muß der nicht bald zu Ende kommen?

Mancher meint vielleicht, bei einem ordentlichen Pastor sei ein solches Ausgehen des Schatzes doch nicht zu befürchten, der habe sich ja jahrelang auf sein Amt vorbereitet und hätte nach so viel Anstrengung für eine einfache Dorf- oder auch Stadt-Gemeinde wohl genug gelernt. Allein Leute, die so sprechen können, haben von der eigentlichen Schwierigkeit und der hohen Verantwortung des heiligen Predigtamtes noch gar keine rechte Vorstellung. Freilich müssen die jungen Leute, welche Pastoren werden wollen, jahrelang studieren. Aber trotzdem haben sie noch lange nicht angestudiert, wenn sie in das Amt kommen, sondern dann fängt erst recht das Studium an. Man bedenke doch, daß Luther von sich bekennt, daß er niemals den Katechismus ausgelernt habe, und es wollte hienütage ein Prediger die ganze Bibel ausstudieren? Da treten einem jeden Tag neue Fragen entgegen, das Leben in der Gemeinde führt auf ganz neue Gegenstände, das will alles in Gottes Wort geprüft und wo möglich ergründet sein. Dazu gehört aber Zeit, viel Zeit, und wenn die einem Pastor genommen wird, so kann er sein Amt nicht führen, wie er sollte. Ein solches Verhältniß läßt sich nur entschuldigen und ertragen bei wirklich vor-

h a n d e n n o t h s t ä n d e n , welcherlei Art die nun auch immer sein mögen.

Aber nicht nur die Gemeinde, sondern auch die Schule leidet Noth, wenn der Pastor den Dienst an ihr als ein ihm übertragenes Nebenamt regelmäßig besorgen muß. Die meisten Pastoren sind ausschließlich für das Predigtamt ausgebildet. Dafür hatten sie besondere Gaben, dafür haben sie sich bestimmt. Durch besondere Umstände werden sie nun, und gewöhnlich dann, wenn ihnen jede Amtsthätigkeit die meiste Arbeit macht, nämlich in den ersten Jahren ihrer geistlichen Wirksamkeit, auf einmal in ganz neue Verhältnisse, in die Schule, hineingeworfen. Das ist nicht etwa eine geringe Aufgabe. Schon die bloße Regierung einer Schule, d. i. das Halten auf äußere Ordnung in und außerhalb einer Lehrstunde ist ein schwer Ding, welches besonderes Talent, Uebung und Geschicklichkeit erfordert. Wer es nicht glauben will, der möge es nur einmal versuchen, so wird er bald inne werden, wie schwer die Kunst ist. Und doch ist das noch lange nicht die Hauptsache. Es ist die äußere Ordnung und die Vorbereitung zum Unterricht und zur Erziehung, aber durchaus nicht die Erziehung selbst, wie manche irthümlich glauben. Nun soll ein tüchtiger Unterricht gegeben werden. Der Lehrer muß den Gegenstand, den er unterrichten will, nicht nur tüchtig verstehen und k ö n n e n , sondern er muß ihn auch für seine Schule besonders zu rechte machen, daß er paßt und das ausrichtet, was er ansrichten soll. Da wird nicht etwa durch den Unterricht bloß gelehrt, sondern auch erzogen, und das ist eigentlich die Hauptsache bei der Schule. Die Kinder lernen da Gottes Wort recht erkennen, aber auch t h u n , sich vor demselben fürchten und nach demselben leben. Darauf hin muß der ganze Unterricht angelegt sein. Dabei müssen freilich auch gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten für das bürgerliche Leben mitgetheilt und e i n g e ü b t werden. Die sollen und dürfen ja nicht versäumt werden, aber auch sie erhalten ihre besondere Stellung und Behandlung im Unterricht mit durch ihre Beziehung auf den allgemeinen Zweck unserer Gemeindeschule: unsere Kinder zu brauchbaren Menschen und zu gottseligen Christen heranzubilden. Denn diese beiden Stücke gehören zusammen, sie schließen sich nicht aus, sondern ein.

Nun treten auch Störungen ein, denn so gleich- und ebenmäßig geht der Unterricht nicht vorüber. Es zeigen sich Unarten und Sünden. Diese müssen recht behandelt werden. Dazu muß ein Lehrer nicht nur Gottes Wort kennen, sondern auch das menschliche Herz im Allgemeinen und die Kindesnatur im Besonderen. Das erfordert viel Studium, Beobachtung und S o r g e . Fehlt es an der rechten Sorge, die auf der Liebe zu den Seelen der Kinder beruht, so wird es ein Lehrer hierin nie zu etwas ordentlichem bringen und damit macht er sich selbst für den wichtigsten Theil seiner Aufgabe unfähig.

Wir haben hier nur eine sehr unvollständige Aufzählung einiger Hauptthätigkeiten des Lehrers versucht, aber so viel, hoffe ich, wird der unparteiische Leser einsehen, daß eine Schule, und bestände sie auch nur aus 20 bis 30 Kindern, einem treuen Manne wahrlich genug zu thun gibt. Will man nun eine solche Last einem Pastor, der so schon

Sorge genug hat, als Nebenamt aufbürden? Das kann nur zum Schaden, wie des Pastors, so auch der Schule geschehen.

Aber wird man mir einwerfen, es ist immer noch besser, wenn der Pastor Schule hält, als wenn es der Lehrer thut. Die Kinder lernen mehr und es giebt auch mehr Ordnung. Das mag an manchen Plätzen der Fall gewesen sein. Aber wäre das im allgemeinen so, so stände es schlecht um unseren Lehrerstand, und die Behauptung, daß es im allgemeinen so steht, muß ich im Namen des Lehrerstandes entschieden zurückweisen. Wo immer solche Vorkommnisse stattgefunden haben, da hat man eben keine christlichen und keine ordentlichen Lehrer gehabt. Die Schuld liegt also an den Personen, nicht aber in der Sache selbst. Und daß so viele Gemeinden, trotz der vorgekommenen Warnungsfälle, zweifelhafte Persönlichkeiten als Lehrer anstellen und anstellen m ü s s e n , das kommt daher, weil wir so wenige tüchtige Lehrer haben. (Oftmals giebt es sogar tüchtige Lehrer, aber die Gemeinden wissen sie nicht zu bekommen.) Hierin liegt der Hauptstoß. Mit den Pastoren war das früher ja ganz ähnlich. Da gab es auch und gibt es noch Landstreicher genug, die bereit sind in jede Gemeinde einzudringen und dann die schrecklichste Verwirrung anrichten. Warum leiden nun unsere Gemeinden so wenig unter diesen Uebelständen? Weil sie sich an die Synode um Pastoren wenden. Und seit unsere Synoden herangewachsen sind und nun selbst junge Leute für das Predigtamt ausbilden und immer mehr Zucht und Ordnung nach Gottes Wort halten, besonders unter den Pastoren, so werden unsern Gemeinden so traurige Erlebnisse erspart. Es kann ja freilich auch ein Pastor, der Glied der Synode ist, in Sünde fallen und gottlos werden, aber dann nimmt die Synode ihn in Zucht und warnt trennlich vor ihm, daß er wenigstens nicht weiter Unheil anrichten kann. So sollte es auch mit den Lehrern sein. Sie sollten auch zur Synode gehören und man könnte dann unterscheiden zwischen einem Lehrer, der mit der Synode im Glauben stimmt, und einem „freien.“ Dann würden auch die Unthaten der Landstreicher nicht mehr auf Rechnung tüchtiger und christlicher Männer gesetzt.

Aber freilich, wenn das geschehen soll, so müssen wir auch selbst mehr und mehr Lehrer ausbilden. Der Anfang dazu ist ja schon gemacht. Bereits mehrere Gemeinden haben Lehrer aus unserer Anstalt in Watertown, die im Segen arbeiten. Andere Zöglinge aus unserer Synode sind auf das Lehrer-Seminar nach Addison bei Chicago gegangen, welches von der Missouri-Synode gegründet ist. Aber auch hier heißt es: Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenig. Bittet darum den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.

In jeder Gemeinde aber, wo immer es nur die Umstände möglich machen, laßt uns dafür sorgen, daß wir neben dem Predigtamt ordentliche Gemeindeschulen aufrichten, in denen tüchtige Lehrer ihre ganze Kraft und Liebe dem Dienste an den Kindern widmen, auf daß, so viel an uns liegt, eine Jugend unter uns aufwache, die den Eltern eine Freude und dem Reiche Gottes eine Zierde sei.

Ein zweiter Uebelstand, der auch bei tüchtigen Lehrern den Erfolg des Schulunterrichts schwer

schädigt, ist der mangelhafte Schulbesuch. Viele Kinder kommen das Jahr hindurch nur wenige Monate zur Schule, andere vielleicht gar nur um die Zeit der Confirmation. Daß bei solchen Kindern nicht viel erreicht werden kann trotz unglücklicher Sorge, welche sie dem Lehrer machen, liegt wohl auf der Hand. Ein wenig ängstlicher Gedächtnißkram, schnell nothdürftig eingepägt und eben so schnell wieder vergessen, das ist ungefähr alles was erreicht wird, aber leider in den meisten Fällen auch alles, was die Eltern begehren. Von wirklichem innerlichen Erfassen und Verarbeiten des Gelernten ist da natürlich in der Regel keine Spur zu sehen, und es ist wahrlich kein Wunder, wenn dergleichen doch so überaus wichtige Zeiten ohne nachhaltige Wirkung auf die Characterbildung der Kinder vorübergehen.

Hiermit hängt dann noch ein anderer Umstand zusammen, der auch nicht übersehen werden darf. Es ist dies der häufige Wechsel der Schulen. Die meisten Eltern haben gar keine Einsicht davon, wie überaus schädlich derselbe für die Kinder ist, sonst würden sie sich unmöglich leicht zu einem solchen Schritte entschließen können. Laßt uns die Wirkung einmal überlegen. Wenn ein Kind in eine Schule kommt, so muß es zuerst die Einrichtung und Ordnung derselben kennen lernen, es muß sich mit dem Lehrer und seiner Weise vertraut machen und diesem seinerseits bekannt werden. So lange, bis das geschehen ist, und das dauert immer einige Zeit, wird es durch den Unterricht wenig weiter geführt. Zudem paßt es in der Regel nicht in eine bestimmte Abtheilung der Schule, muß also entweder, und das ist das vernünftigste, in eine niedrigere Abtheilung gesetzt werden, oder, wenn es einer höheren zugetheilt wird, so steht es in Gefahr, zurückzubleiben und überhaupt nichts ordentliches zu lernen. In solchem Falle verlieren dann die Kinder auch gewöhnlich die Lust und ihre ganze Entwicklung wird schwer geschädigt. Aber ganz abgesehen von der Zeit des Ueberganges liegen die Nachteile des häufigen Wechsels der Schule auf der Hand.

Was würde der Farmer wohl von einem Acker Land erwarten, an dem einer heute ein kleines Ende auf seine Weise düngte, grübe und besäete, und morgen käme ein anderer und finge auf einem andern Ende wieder anders an zu ackern und säete zwar ähnlichen, aber doch verschiedenen Samen. Nun stellte sich auch noch ein dritter und vierter ein. Diese sähen wohl manches unbearbeitete Stück liegen; weil sie aber nicht wußten, wo und was ihre Vorgänger gethan hätten, so säeten sie das von jenen bestellte noch einmal über. Könnte bei einer solchen Bewirthschaftung wohl etwas ordentliches herauskommen? Gerade so ist es mit der Erziehung und dem Lehren der Kinder. Da sollte man sich freilich vor allen Dingen erst genau überzeugen, daß man seine Kinder einem verständigen und treuen Lehrer übergiebt; hat man das aber einmal nach bestem Wissen gethan, dann soll man den Mann auch gewähren lassen und ihn nicht leicht dazwischen fahren. Man bedenke doch, daß gerade die besten Lehrer am meisten in die Tiefe arbeiten, daß man daher bei ihnen im Anfang vielleicht gerade am wenigsten Erfolg sieht, daß aber diejenigen, bei denen die Kinder gleich im Anfange wer weiß was für Wunderdinge lernen, oberfläch-

liche Menschen sind, die nur auf Schein ausgehen und Unheil ausrichten.

Solches häufige Wechseln aber, wie die Unregelmäßigkeit des Schulbesuches überhaupt, schadet nicht nur dem Einzelnen, sondern der ganzen Schule. Nicht allein daß die Kinder selbst nirgends warm werden, nirgends zu einem gesunden, stetigen Fortschritt kommen, so wird auch dadurch für die ganze Schule jene gleichmäßige Ruhe vielfach zerstört, die doch zum Gedeihen derselben unerlässlich ist. Und hier liegt einer der schwersten Schäden unserer Erziehung, wie jeder der die Sache kennt, bezeugen kann. In Deutschland hat man deswegen den Schulzwang eingeführt, und die Eltern, deren Kinder unregelmäßig kommen, werden bestraft. Hier sollten die Eltern doch aus Liebe zu den Kindern dasselbe thun, wozu sie draußen gezwungen werden, da es für das Wohl ihrer Kinder durchaus notwendig ist. Dazu zu ermuntern, sollen diese Zeilen dienen. Die Eltern aber, welche sich nicht dazu bewegen lassen, werden sich später nicht wundern dürfen, wenn die herangewachsenen jungen Leute auch im Hause und bei ihrer Arbeit keine strenge Ordnung halten wollen und ihren Eltern ungehorsam werden, denn: wer Wind säet, wird Sturm ernten.

Die drei Halligkinder.

Erzählung von N. Fries.

1. Die stillen Wasser.

Wir standen auf dem hohen Nordsee-deich an der friesischen Küste des schleswigschen Festlandes, und vor unsern stauenden Blicken lag in unabsehbarer Fläche das Meer. — Groß und herrlich sind alle Werke des Herrn, unsers Gottes, — das größte und herrlichste unter allen ist das Meer. Auch die Berge Gottes mit ihren schimmernden Zinnen und Thürmen, wohl sind sie überwältigend in ihrer ruhigen Pracht und Größe, aber das Eine fehlt ihnen: Leben, Bewegung. Das Meer ist lebendig. Wie in langen, tiefen Athemzügen stukt und hebt es sich mit Ebbe und Fluth; es zürnt, und seine Wogen schwanben und brüllten wie in schäumender Wuth; es lacht, und seine Wellen spielen wie Lämmer und tanzen wie lustige Kinder. Nur Eins ist größer noch, als das Meer: der Himmel, der es umspannt, der es beherrscht, vor dessen Stürmen und Ungewittern das Meer aufbrausen muß, vor dessen Stille und Sonnenschein es sich glättet.

Hunderte von Arbeitern waren beschäftigt mit Deicharbeit. Das Meer ist wie ein gieriger Wolf mit scharfen Zähnen. Es hatte diese Zähne hineingehauen in die gewaltigen Erdmassen, die der Mensch ihm entgegengebaut, als ob es große, daß ihm eine Grenze gesteckt sei; es hatte tüchtige Stücke herausgebissen, — und was in einer Sturmnacht weggeschwemmt, wie vieler Tage Arbeit gehörte dazu, es wieder herzustellen! Ist aber das Meer gierig und gefräßig, der Mensch in seinem Kampfe mit dem Meer ist noch viel zäher und unermüdlicher. Wie lang ausgestreckte Fangarme ziehen sich gewaltige Steinmolen hinaus, in regelmäßigen Entfernungen voneinander, damit sich ansäuere und ansammle, was die Brandung losgerissen an andern Küsten. Meer! man kann's Dir nicht verdenken,

daß Du in Deiner wilden Kraft Dich aufbäumst wie ein Roß gegen all die Gewalt und Ueberlistung, die der kleine, schwache Mensch Dir anthut und bereitet! Doch bäume Dich nur immerhin und tobe! Der Mensch ist doch Dein Meister, und wir danken Gott, der solche Macht dem Menschen gegeben hat!

Heute aber tobte das Meer nicht. Wenn man's liegen sah, so weit und stille gebreitet, so sonnenbeglänzt und schimmernd, wenn man lauschte auf das langsame Hinrollen des breiten Wellenschlages, — man hätte es kaum glauben sollen, daß es schon nach wenigen Stunden einen so ganz andern Anblick gewähren könne, — einen Anblick, davor auch ein muthiges Herz erbeben mag. Jetzt war der Himmel wolkenlos und die Fernsicht von seltener Klarheit. Rechts lag im hellen Sonnenschein das stattliche Föhr mit seinen neu gebauten Häuserreihen, mit blitzenden Fenstern und hübschen Baumreihen. Zur Linken breitete sich das Meer bis an den Horizont, vielfach belebt von allerlei Fahrzeugen, größeren und kleineren. Tief unten am Rande des Himmels zog ein Dampfer seine Bahn und schleppte eine lange, schwarze Rauchwolke hinter sich her.

Aber was sind denn das für grünliche Flecke, kaum hervorrangend aus dem Wasserspiegel, hin und her verstreut in der Fluth? Sind es Sandbänke? Sind es Inseln? — Man antwortet Dir: Das sind die Halligen. — Die Halligen! Fürwahr, ein wunderbar ergreifender Anblick! Schutzlos und wehrlos, ohne Dammbau und Deich, liegen sie da mitten in der gierigen Fluth, in dem kirchbar gefährlichen Element, wie Schäflein tief im Rachen des Löwen, wie in rührender Kindes-einfalt traueud auf eine höhere schirmende Macht, wie anschauend nach Oben zu Dem, ohne des Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, der auch die Wasser des Meeres misset mit seiner gewaltigen Hand, der zu jeder Zeit und Stunde sprechen kann: Bis hierher und nicht weiter! Hier sollen sich legen Deine stolzen Wellen!

Ist es denn möglich, daß auf diesen schynlosen Inselchen Menschen wohnen? — daß schwache Weiber, zarte Kindlein lange, dunkle, stürmische Winternächte dort voll Bangen und Zagen durchleben können? — daß Menschenglück gedeihen kann mitten in der Wasserrüste, unter tausendfachen Entbehrungen, und droht von beständiger Sterbensgefahr?

Mögen die folgenden Blätter Antwort darauf geben.

Es war tiefe Ebbe. Nach dreitägigen, heftigen Westwinde war der Wind in der letzten Nacht nach Osten umgesprungen. Die Sonne hatte sich klar aus dem Meere erhoben, und ein schöner, heller Tag im Spätherbst breitete sein stilles, mildes Licht über die aufathmende Inselwelt. Der Strand lag weit aufgedeckt da mit seinen flachen, glatt gespülten Schlickebenen, bestreut mit allerlei Trümmern und Gegenständen, welche die Fluth zurückgelassen.

An einem Haufen von Schiffstrümmern lehnte eine Mädchengestalt, schlank und zart, auf der Schwelle zwischen Kind und Jungfrau, das Haupt aufgestützt auf beide Hände; die träumerischen, tiefen Augen blickten über das Meer, als suchten sie etwas in weiter, weiter Ferne; sie war gekleidet in die eigenthümliche, dunkelfarbige Tracht jener Inselbewohner. Um den Kopf schlang sich das

dunkelblaue Tuch, über der Stirn geknotet, den schlanken Oberkörper umschloß eng und knapp die zugeknöpfte Jacke von grobem Wollenstoff, — gewiß keine fleidsame Tracht, und doch hätte man sich dies keine Antlitz in keinem andern, als in diesem dunklen Rahmen gewünscht. Das Kopftuch bedeckte freilich das Haar, doch stahl sich an den Schläfen eine Flechte heraus, reich und blond; die Stirn war freilich beinahe verhüllt, doch bekamen dadurch die Augen mit den starken Brauen und unter den langen, seidnen Wimpern einen ganz eigenthümlichen Ausdruck, weich gerundet war das regelmäßige Oval des Untergesichts, und um die fest geschlossenen, feinen Lippen lag ein tiefer, sinnender Ernst. Das war Esther von der „grünen Werft“, Niels Andersen's Tochter, des reichen Schiffers, wie die Halligleute ihn nannten. Sie hatte schon lange unbeweglich dageessen, am Strande, im Sonnenschein. Was war's denn, wornach sie anschaut? Was bewegte denn tief innerlich des Mädchens Seele? Sie wußte es wohl selbst kaum. Sie träumte, sie lachtete und trachtete, sie sehte und seufzte. Wie sollte sie auch nicht! Noch niemals hatte ihr Fuß das Festland betreten, dessen Küste sich so viel verheißend vor ihren Augen ausbreitete im Sonnenschein. Es war eine der kleineren Halligen, wo ihr Vaterhaus stand; es gab auf derselben nur etliche wenige Werften, keine Kirche, keinen Prediger, kein Predigerhaus. Wollte man Gottes Wort hören und zu Gottes Tisch gehen, so mußte man hinüberschauen nach der größeren Nachbarhallig, wo zum Zeichen des Aufbruchs für die Kirchgänger nicht etwa mit Glocken geläutet ward — den Glockenton hätten Wind und Meeresbrausen verschlungen — nein, wo man eine Flagge aufzog an einer Stange, denn einen Thurm hatte das bescheidene Gotteshäuschen nicht.

Noch niemals hatte Esther einen grünen Baum gesehen oder gar einen Wald rauschen hören, noch nie die singenden Vögel im Gezweige. Sie hatte wohl gehört von diesen Wundern; der Vater hatte ja nicht bloß das Alles, sondern die noch viel größere Herrlichkeit ferner Welttheile und Inseln geschaut. Nicht etwa, daß sie sich fortgewünscht von ihrer kleinen Heimathinsel oder hinübergeseht nach dem Festlande, ach nein, wie hätte sie anderswo leben können, aber sehen und hören hätte sie das Alles wohl mögen und vor Allem träumen davon, mit wachenden Augen träumen und all die Wunderbilder an ihrem Geiste vorüberziehen lassen; das mochte sie gar zu gern. Dazu saugen und rauschten die Wogen und Wellen von fern ihre ewig einförmigen und doch so bezaubernden Lieder. Die kleinen Fensterscheiben des väterlichen Hauses blitzten im Glanze der Morgensonne, als frenten sie sich über das träumende Kind am Strande. Es war, wie alle Hallighäuser, ein bescheidenes Obdach, Niels Andersen's Haus auf der „grünen Werft“; es hatte, wie sie alle, einen steinernen Giebel über der grünen Hausthür, worauf der Spruch stand:

Wir sind hier nichts als Gäste,
Und bau'n uns doch so feste,
Und wo wir sollen ewig sein,
Da richten wir uns gar nicht ein.

Doch hatte dies Haus auch seinen besonderen Schmuck, den Esther hoch zu schätzen mußte, inwendig und auswendig. Der inwendige Schmuck waren die schönen Malereien im blauen Grunde an

den Wänden der Wohnstube und die schönen Sprüche an den Thüren der Wandbettstellen. In andern Halligstuben waren wohl Schiffe und allerlei Meereswunder zu sehen, aber in Niels Andersen's Wohnstube war auf der einen Seite der Thür die Darstellung der Versuchungsgeschichte, Adam und Eva unter einem köstlichen Apfelbaum, der unzählige goldgelbe Früchte an seinen Zweigen trug, woraus die grün schillernde Schlange so natürlich hervorgehend kam, daß Esther als Kind in der Dämmerungstunde gar nicht hatte hinschauen mögen, und darunter stand mit gelber Schrift geschrieben: „Führe uns nicht in Versuchung!“ Auf der andern Seite der Thür waren Kain und Abel dargestellt, wie sie ihre Opfer darbringen, Kain mit grossender Miene und finster glühenden Augen, das Antlitz dunkelfarbig und das Haar schwarz und wild; Abel mit klaren, blauen Augen, weiß und röh im Gesicht (die Backen waren sogar sehr roth, aber das machte nichts). Darunter stand geschrieben: „Ist's nicht also? Wenn du fromm bist, so bist du angenehm; bist du aber nicht fromm, so ruhet die Sünde vor der Thür: aber laß du ihr nicht ihren Willen, sondern herrsche über sie!“ Diese schönen Bilder verdankte das Haus dem alten Großvater Esther's, der noch, hochbetagt, seinen Platz im Lehnstuhl hatte an dem Beilegerosen, und jetzt nicht weiter kam, als von da nach dem Bett und vom Bett wieder nach dem Stuhl. Weil er aber von Jugend auf in der heiligen Schrift gelebt und gewohnt, so hatte er einmal einen Maler eigens aus Hufum kommen lassen, der ihm die Bilder an die Wand hatte malen müssen. — Die Sprüche aber an den Thüren der Bettstellen, die hatten schon länger dagestanden, als der Großvater zurückdenken konnte; die wurden damals nur aufgefrischt. Der eine Spruch lautete: „Breit' aus die Flügel beide, mein Jesu, meine Freude, und nimm Dein Rüdlein ein; will Satan mich verschlingen, so laß die Engel singen: Dies Kind soll wohlbehütet sein!“ — der andere Spruch: „Mit Dir will ich zu Bette geh'n, Dir will ich mich befehlen: Du wirst, mein Schutzherr, auf mich seh'n, zum Besten meiner Seelen. Ich fürchte keine Noth, auch selbst nicht den Tod. Denn wer mit Jesu schlafen geht, mit Freuden wieder aufersteht!“ Diese beiden Sprüche hatte Esther auswendig gewußt, so lange sie denken konnte, und schönere Bilder und Sprüche, als in der Wohnstube ihres Vaterhauses, konnte sie sich gar nicht denken. Freilich gab's im aufstehenden „Befel“ auch mancherlei Schönes, was der Vater von seinen Seereisen mitgebracht, nämlich große, herrliche Muscheln, glänzend braun und rosenroth, die sie oft aus Ohr gehalten, dann summt und brummt es so eigenthümlich drin; ferner durchsichtige Karaffen, worin die kleinen, hübschen, scharlachrothen Bohnen mit schwarzer Spitze und kleine, weiße Muscheln, schichtweise übereinander, was ganz wunderhübsch aussah; auch Büschel von herrlichen, bunten Federn ausländischer Vögel. Die Herrlichkeiten des „Befels“, wie köstlich sie auch waren, standen bei Esther aber doch nicht so hoch, als die Bilder und Sprüche der Wohnstube. Das war der inwendige Schmuck des Hauses.

Der auswendige Schmuck bestand aus drei Theilen, nämlich: zuerst zwei recht große Hollunderbüsche an der Mauer, zu beiden Seiten der Hintertür, die in das Gärtchen führte; dann zwei lange,

schmale Blumenrabatten, von großen, ausländischen Seemuscheln eingefast, und am Ende dieser Beete das Beste, nämlich eine ordentliche Laube aus Heebüchen, mit einer Bank darin. Der Hollunder hatte köstliche Blüten, die Blumenbeete bunte Farben, aber in der Laube saßen, auf das Meer blickten, wenn der Vollmond darauf schien und träumen, das war doch das Allerschönste!

Esther lehnte noch immer an den Schiffströmern, in derselben Haltung; da fuhr sie plötzlich auf und blickte sich um, denn von der Werft her kam etwas rasend schnell herangeläusen. Es waren zwei schlanke, hoch aufgeschossene Knaben, Beide zwischen 15 und 16 Jahren alt; ihre Kleidung war schiffermäßig: Wachstuchhüte, blaue, weite Jacken, leinene Hosen und nackte Füße, — der Eine hatte den Andern im Lauf überholt, ein schwarzhaariger, dunkler Bursch mit prächtigen, sprühenden Augen, der Andere blond, wie die meisten Halligjöhne, mit treuen, ehelichen, blauen Augen und offenem Antlitz, dem auch der Ausdruck der Kühnheit nicht fehlte. Die beiden Knaben hießen Thomas und Andres und wohnten in dem andern Halligshaus, das mit Niels Andersen's auf derselben Werft gebaut war. Sie kamen in fliegender Eile auf Esther zugerannt, und riefen Beide schon von weitem, sie hätten am Strande etwas gefunden, und als sie herkamen, legten sie's vor Esther nieder. Es war ein zierliches Kästchen aus feinem Holz, mit Metall ausgelegt, fest verschlossen. Esther schaute bald auf die Knaben, bald auf das Kästchen, dann fragte sie, wer's denn eigentlich gefunden. Beide Knaben machten Anspruch auf das Recht des Findens, und Esther brachte es allmählig durch Fragen heraus, daß Andres zuerst das Kästchen habe liegen sehen, Thomas aber, an Schnelligkeit und Raschheit der Bewegungen ihn übertreffend, es zuerst an sich gerissen habe. Den Streit, der schon aufbrausen wollte, schlichtete Esther, wie so oft schon, durch den Vorschlag, man möge sie zur Schiedsrichterin machen und sich ihrem Spruch unterwerfen. Die Knaben waren, wie immer, einverstanden mit dem, was Esther wollte. Da sagte sie: Dann bringen wir's zur Mutter Anna, und was die bestimmt, ist recht! Mutter Anna war Andres' Mutter, eine Wittwe, die ihren Mann auf der See verloren hatte, des Thomas Pflegemutter. Der Knabe war nämlich von braven Halligmännern gerettet aus einem Schiffbruch an dortiger Küste, und da die ganze übrige Mannschaft verloren gegangen, auch alle angestellten Nachforschungen nach des Knaben Herkunft vergeblich blieben, so beschloß Mutter Anna, die gerade damals um ihren Mann trauerte, den kleinen, dreijährigen Burschen als Gefährten ihres Andres, der in gleichem Alter stand, zu sich zu nehmen; und sie war ihm eine treue Mutter gewesen, obgleich der Knabe ihr durch seine angeborene, leidenschaftliche Wildheit viel Sorge machte.

Esther's Vorschlag gefiel dem Thomas nun keineswegs. Er erklärte rundweg, daß er keinem Andern Recht darüber geben wolle, als allein Esther. Zuerst wollte er aber den Kasten öffnen. Er zog ein starkes Messer aus der Tasche, stammte es zwischen die Fuge des Deckels, und nach längerem Biegen und Brechen, wobei Thomas viel Geschicklichkeit bewies, gab das Schloß nach, der Deckel sprang auf. Mit gespannter Neugier blickten die

Drei hinein, fanden sich aber getäuscht, als sie nur Briefe und dicht beschriebenes Papier erblickten. Thomas räumte das Alles schnell weg und der Wind trieb es der See zu. Da, auf dem Boden des Kästchens, zeigte sich etwas, wobei seine Augen aufleuchteten: er holte eine goldene Kette hervor, Andres griff nach einem Kreuz und außerdem fand sich noch ein eigenthümlich geformter Ring, — Alles aus Gold, Kreuz und Ring, jedes mit einem blutrothen Edelstein verziert. Für Jeden ein Stück, rief Thomas; ich behalte die Kette, Du, Andres, das Kreuz, und der Esther schenken wir den Ring! Andres war's zufrieden; aber Esther weigerte sich, das Geschenk anzunehmen, ehe Mutter Anna ihre Einwilligung dazu gegeben. Die drei Kinder liefen nun zur Werft hinauf, wobei Esther sich den Knaben ebenbürtig bewies, so sink eilte ihre schlanke Gestalt dahin. Mutter Anna gerieth natürlich in großes Erstaunen über den Fund; es zeigte sich aber, daß die Knaben, namentlich der Thomas, die dominirende Gewalt hier hatten; sie war mit Altem zufrieden und überließ Esther, auf welche sie große Stücke hielt und die sie schon lange im Stillen ihrem Andres zur Frau bestimmt, gar gern den Ring und sah darin ein gutes Zeichen. Als sie aber nun meinte, die Kette und das Kreuz für die Knaben in Verwahrung nehmen zu wollen, da überlieferte Andres ihr freilich sofort seinen Theil, Thomas aber weigerte sich; seine brennenden Augen hingen wie verzaubert an dem Schmuck, er hielt ihn an seine Weste, befestigte das Ende im Knopfloch, ließ das Gold im Sonnenschein funkeln; er konnte sich durchaus nicht davon trennen, — schmeichelte und bat so viel mit Mutter Anna herum, bis diese ihm, wie gewöhnlich, seinen Willen ließ.

Etliche Wochen nach dem erzählten Vorfall ward es Weihnacht. Die Halligen, ob sie auch sonst so Vieles entbehren müssen an Freuden und Genüssen dieses Erdenlebens, an den schönen Festen haben doch auch sie ihr Theil, und vor allen andern: Weihnacht, fröhliche, selige Weihnacht wird's auch auf der Hallig, und zwar nicht bloß mit der Befündigung im Gotteshaus, sondern auch mit köstlicher Kinderfreude.

Es mochte etwa 1 Uhr Nachmittags sein am heiligen Weihnachtsabend, da bestiegen bei der Fluthzeit drei Kinder ein Boot und stießen ab, um hinüber zu fahren nach der größeren benachbarten Insel, wo Kirche und Predigerhaus standen. Es waren unsere Bekannte, die auch in diesem Jahre von der guten Pastorin eingeladen waren zur gemeinsamen Weihnachtsfeier in der Schulstube. Freilich hing es von Wind und Wetter, von Ebbe und Fluth ab, ob die drei Kinder hinüberkommen konnten, und man kann sich denken, daß sie schon lange vorher in Sorge darüber waren, ob sie wohl würden hinkommen können. In diesem Jahre machte sich Alles günstig. Die Fluth trat zur rechten Zeit ein, das Wetter war still, — ein grauer, nebeliger Herbsttag, Frost und Schnee hatte es noch gar nicht gegeben, die See war nur leise bewegt. Thomas führte die Ruder, worin er Meister war. Esther und Andres saßen auf dem Brett nebeneinander; Esther ließ die eine Hand über den Rand des Bootes hängen, ihre Fingerspitzen streiften die Wellen. Die Unterhaltung war zuerst sehr belebt. Man schwelgte noch in der Erinnerung des vorigen Jahres, der vielen Lichter, der Honigluchemänner,

der bunten Bilder. Darauf schlug Esther vor, das Weihnachtslied zu singen, das sie in der Schule zuletzt gelernt. Sie stimmten an: „Vom Himmel komm' ich her zu Euch, erschreckt nicht, beb't nicht, freuet Euch! sprach Gottes Engel und erhob des Vaters und des Sohnes Lob.“ Die Kinder hatten helle, volle Stimmen, und das Weihnachtslied klang weit hinaus über die See. Es war eine eigenthümliche Feier, — das kleine Boot mit den drei Kindern, das alte, schöne Weihnachtslied, dazu im regelmäßigen Tact der Ruderschlag!

(Fortsetzung folgt.)

Vergißmeinnicht, gepflückt in St. Louis.

I. Die Abreise.

„Gehst Du nach St. Louis?“ Das war in den letzten Monden und Wochen die Frage zwischen gar vielen Amtsbrüdern aus den Synoden, die mit Missouri verbunden sind, wie die Neben- und Zuflüsse mit dem „Vater der Ströme“. Durch Gottes Gnade konnte Schreiber dieser Zeilen jene Frage dahin beantworten: „Ja,“ so der Herr will und wir leben. Eines schönen Tages trat der Schatzmeister der Gemeinde in des Erzählers Studirstube mit der ebenso angenehmen als unerwarteten Meldung, die Gemeinde, die noch nicht einmal um Urlaub gebeten war, habe das Reisegeld nach St. Louis collectirt. So lieb dem armen Erzähler die äußere Wohlthat, so war ihm doch die hierin sich befindende Gesinnung noch wohlthätiger.

Doch zur Sache! In Milwaukee am frühen Morgen des 24. April auf dem Bahnhof fand der erste Zusammenstoß der Bewohner des rauhen Nordens Statt, welche auf Tage oder Wochen dem milden Süden zuströmten, um die Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens zu pflegen und zu erfahren.

Der ganze Zug machte den Eindruck einer fahrenden „Synodal-Conferenz“. Die 4—6 Yankee verhielten sich zu den Dutschmen wie weiße Sperlinge zu den grauen. Das Wiedersehen mit alten Freunden missourischer wie wisconsinischer Seite auf dem Milwaukee-Bahnhof gleich einem Waldbrand gestaltete sich hier zu jenem behaglichen Familien-Kamin-Feuer, in dessen traulichem Feuer-glanz die Herzen je mehr und mehr aufstauten. Ein gegenseitiges Beschenken mit „apples“ und „oranges“ war nur das symbolische Zeichen der in diesen Cars waltenden Brüderlichkeit.

II. Die Reise.

Durchfliegen wir mit den Sturmesflügeln des Dampfrosses die langweiligen Prairien von Illinois, bei deren Anblick alle in Deutschland während der Flegeljahre empfangenen Kunst-Eindrücke vergingen, bis Rock-Island. Hier wurde die Reise auch leiblich und naturwüchsig schön. Die Prairie-Fläche wich den anmuthigen Hügel, die winzigen Creeks und Rivers dem „Vater der Ströme“, der sie wie Tropfen in seinem weiten Becher verschlang. In Wahrheit ein genußreicher Punkt der Reise!

Nur der in den traulichen Schalten des Sleeping-car heimische Schlummer verbietet dem Erzähler,

die weiteren Natur-Schönheiten von Rock-Island in Illinois bis St. Louis in Missouri zu beschreiben. Gegen Morgen begrüßten uns blühende Kirsch-, Aepfel-, Birnen- und besonders Pfirsichbäume. Gott Lob, das war ein rechter Frühlingsgruß nach dem hartnäckigen Winterbanne Wisconsin's.

Der Erzähler hielt es denn auch nicht länger in dem Sleeping-car aus, sondern rettete sich zur Frühlingsfeier auf eine Plattform hinaus. „Heimweh“ — dies jedem Deutschen wohlbekannte, in keiner andern Sprache so trauliche Wort: das war der Grundton in diesem Morgen-Frühlings-Genuß.

Immer grüner wurden die Wiesen, immer halbreicher die Saatzfelder, bis endlich aus den Morgennebeln die Zinnen der ersehnten Stadt auftauchten.

III. Die Zukunft.

Ihr glücklichen Großstädter diesseits und jenseits des Oceans kennt nicht die Gefühle eines Buschwoggen oder sandgenöhrten Kleinstädters beim Eintritt in den Lärm und Drang der Großstadt. „Castle-Garden und New-York“ — das waren die Grundgedanken unserer bescheidenen Meditation, als wir kleinen Busch- und Kleinstadt-Pastoren vom Bahnhof auf das Dampf-Ferryboot und von diesem auf den Kalkstaub von St. Louis den Fuß setzten.

„Welt und Kirche“ — das waren die Gegensätze, deren furchtbaren Widerspruch uns sonderlich die hinter den Staubwolken prophetenartig aufsteigenden Thürme predigten. Also inmitten alles dieses Weltverkehrs mit seinem Menschenwogendrang und Weltverkehrsklang die Zionszinnen des Reiches Gottes!

Ein Theologe, dem die Theologie nicht „die Kuh, die ihn mit Butter versorgt“, kann nun einmal nirgends theologischer Meditationen sich erwehren: Welt und Kirche, Babel und Zion an Einem Ort! — Nach langem Hin- und Herlaufen inmitten der nach 24stündiger Fahrt meist übernachtigen Amtsbrüder fand denn endlich auch der Erzähler in einem mitleidigen Street-car Aufnahme bis an die Berry-Straße, von wo per pedes apostolorum nach Abholung des Quartierzettels in Begleitung eines College-Schülers die mühselige Weiterreise begann. Ja mühselige; denn wer seit jahrelanger Einsamkeit den Sohlendruck der Großstadt-Straßen nicht gekostet, dem ist eine 2stündige Wanderung von Morgens 7 bis 9 Uhr eine Wüsten-Wanderung.

Mit Ciceros „tandem, tandem“ (endlich) trat der Erzähler in das ihm angewiesene Quartier ein. Nach Waschung und Wäschewechsel kam erst das Gefühl des Behagens in den Erzähler zurück.

IV. Der erste geistliche Genuß.

1. Liturgie. Was bedeuten diese Menschenwogen schwarzgekleideter Adamsöhne? Sie haben Alle nur Ein Ziel: die Dreieinigkeitskirche, wo heute am 25jährigen Jubelfest der Ehrw. Synode von Missouri, Ohio u. a. St. deren Ehrw. Allg. Präses Herr Prof. Walther „das Wort der Wahrheit“ verkündigen wird.

Wer seit Jahren des Anblicks einer zur Ehre Gottes erbauten, wahrhaft würdigen Kirche entbehren mußte, dem war gewiß schon diese Kirche eine Predigt von der Wahrheit und Gewalt der

Kirche, die durch den Glauben die Welt überwinden hat, überwindet und überwinden wird. Dieser gen Himmel strebende schlanke Thurm, die Bogenwölbungen innen, mit diesem von der Auferstehung Christi zeugenden Altar darunter, mit dieser die Apostel (?) umschließenden Kanzel und diesem marmornen Taufstein, vor Allem diese andächtige Schaar der Hörer des Wortes: das Alles schon eine Predigt vor der Predigt, um so wirksamer, je länger man sich mit den Brosamen der Kirchlichkeit begnügen mußte. Endlich ließ die schöne Orgel ein fugenartiges Präludium zu „Nun jauchzt dem Herrn“, (No. 10 im Miss. Gesangbuch) erklingen.

In die Herzen kann man bekanntlich nie und nirgends sehen. Aber der Erzähler wagt auch hier von sich auf Andere zu schließen. Es liegt eine Macht im wahrhaft kirchlichen Orgelspiel, die mit Recht als Präludium (Vorspiel) vorbereitet und überleitet auf den eigentlichen Gottesdienst. Der Pastor der Dreieinigkeitsgemeinde hielt die Liturgie und in ihm fand die Liturgie in rein altkirchlichem Styl einen würdigen Vertreter. Der durch aus responsorische (antwortende) Charakter des Gemeinde-Gesanges brachte den kirchlichen Gehalt und Werth unserer Liturgie zur vollen Geltung.

Als Lied vor dem zweiten Theil der Liturgie wurde gesungen: „Ein feste Burg“. Der Erzähler mußte minutenweise das Mitsingen einstellen, bewältigt von dem erbaulichen, stromartigen Brausen dieses Gemeindegesanges. Das war ein Sangeswerk aus Einem Guß. Nie zuvor hat dies Jubelstied der Reformation einen so überwältigenden, zur Anbetung zwingenden Eindruck auf ihn gemacht, als hier bei dieser Gelegenheit. Es schien, als ob alle Singenden zu Sängern geworden. Ja, das war ein Bild der „singenden Kirche.“

Hieran schloß sich ein mit vollem Orchester und guten Sangeskräften aufgeführtes Te Deum. („Herr Gott, dich loben wir“.)

Was mag mancher arme Buschpastor mit dem kleinstädtischen Erzähler hierbei empfunden haben, wo man Mühe hat, das Kyrie und Crede u. s. w. einzuführen und einzunüben? Gott Lob, daß Gott das Herz ansieht. Aber zu wünschen wäre unsern Kunst-armen Gemeinden doch ein solcher Anblick und Genuß der wahren Kirchenkunst wie sie im Alten Testamente uns in den Psalmen begegnet.

2. Predigt. Ein Psalmwort war es denn auch, das der allberehrte Festpredner zu Grunde legte: Psalm 119. 43. „Und nimm ja nicht von meinem Munde das Wort der Wahrheit, denn ich hoffe auf deine Rechte.“ Es wäre ja unbeschneiden, wollte der einfältige Erzähler des Gemeindeblattes auch nur ein Lob über dies köstliche Zeugniß der Wahrheit aussprechen. Er glaubt vielmehr die L. Leser schon jetzt auf die hoffentlich bald im Druck erscheinende Predigt aufmerksam machen zu dürfen.

Wer wie der Erzähler diesen Mann nach dem Herzen Gottes und treuen Zeugen der Wahrheit noch nie gesehen und gehört: der stimmt gewiß dem Eindruck bei, daß hier Alles predigt.

Daß eine rechte Predigt „eine sittliche That“, hat zwar der Erzähler auf deutschen Universitäten oft genug gehört, aber nie in diesem Maß erfahren als hier. Diese Kunst im Schweigen, wie Lessing sagt: „der Meister des Styls zeigt sich in dem, das er verschweigt“, — war hier geistlich gelehrt und

geweiht. Es war ein deutlicher Posaumenton in der Kraft Dessen, der diesen Mann gesalbt mit dem Heiligen Geist. Wir, — gleichgesinnte Brüder, — verließen schweigend diese segensreiche Versammlung.

Wie oft muß man sonst bei Jubiläen die christliche Uebersetzung des griechischen: „Groß ist die Diana der Epheser“ hören. Hier waltete eine geistliche Keuschheit vor, die nur da vorhanden, wo die freie Gnade Gottes in Christo Jesu mit der reinen Lehre auf dem Plan ist.

Es hat wohl mancher arme Amtsbruder, der nicht ohne Opfer die weite Reise ermöglicht, gedacht und gesagt: dieser Gottesdienst allein ist der gebrachten Opfer werth. Ja, Gott erhalte unserm abendländischen Zion noch lange diesen Wächter, Kämpfer und Zeugen!

† a s t a.

Das Jubelfest

des 25 jährigen Bestehens der Ehrw. ev.-lutherischen Synode von Missouri, Ohio u. a. St.

Dieses für die lutherische Kirche Amerikas hochwichtige Ereigniß ist eingetreten und ist die Gelegenheit einer lauterer, seligen Freude geworden. Gewiß an 1000 Personen, die alle in näherer oder weiterer Verbindung mit der genannten Synode stehen, sind hier gegenwärtig und schwellen den Jubel, der so berechtigt zum Herrn der Kirche emporsteigt. Auch solche Lutheraner, die noch ängstlich der Missouri-Synode ferne stehen, fühlen sich getragen und erhoben von dieser Siegesfeier, die ein Theil unserer theuren Kirche nach langen Kämpfen, schweren Entbehrungen und bitterer Schmach, feiern kann. Eine so große lutherische Versammlung ist wohl hier in Amerika noch nicht beisammen gewesen, wie gegenwärtig hier in St. Louis. Welch ein seliges Dankesgefühl muß in den Herzen der theuren Gottesmänner wogen, welche vor einem Vierteljahrhundert in so schwerer Zeit das Werk begonnen, das heute wie ein großer Segensstrom sich über das ganze Land verbreitet! Einer von ihnen drückte es in diesen ergreifenden Worten aus: „Wo ich gehe und stehe möchte ich knien und anbeten mit Dank und Preis Den, der uns Unwürdigen so große Gnade erwiesen hat.“

Dasselbe Gefühl des demüthigen Dankes geht durch alle Predigten und Aussprachen, die Schreiber dieses bis jetzt aus dem Munde der gesegneten Männer gehört hat. „Nicht uns Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib Ehre um deiner Gnade und Wahrheit“ ist offenbar der Grundton in dem harmonischen Zusammenklingen des hundertfältig ausgesprochenen Dankes. Und das ist ein weiteres Zeichen der Gnade Gottes, denn wie Er allein den Segen gegeben, der so fröhlich macht, so kann auch nur Er allein denselben unserer Kirche bewahren durch den Dienst demüthiger Knechte. Ueberhebung und stolzes Selbstgefühl sind das teuflische Del, welches die Hände schlüpfrig macht, so daß die anvertrauten Güter denselben ent schlüpfen, man weiß kaum wie. Gott hat diese hochverdienten Männer in der Demuth erhalten und das ist, wie gesagt, sein gnädiges

Walten, um seiner geliebten Braut noch mehr Sieg und Eingang zu verleihen.

Begonnen wurde die erhebende Feierlichkeit mit einem Gottesdienst in der prachtvoll ausgebauten Dreieinigkeitskirche. Die Aufführung des von Haydn componirten Te Deum laudamus ging der Jubelpredigt voran und war wohl geeignet, alle Zuhörer hinauf zu ziehen in die schwer erreichbaren Höhen des reinen und in der Wahrheit gefühlten Dankes. Ein solch' rein gestimmtes Herz war aber auch allein im Stande, die folgende Predigt des Hochw. Allgemeinen Präses, Prof. C. F. W. Balthar, in ihrer Bedeutung und Innigkeit nachzuzempfinden und aufzunehmen. Sie verschmähte den bei solchen Gelegenheiten üblichen schillernden Schmuck der nichtssagenden Rhetorik; sie trug das Gewand des ächten Dankes und Jubels: Einfachheit und Innigkeit, wobei man sich nicht erst fragen mußte: Wie ist das Bekenntniß der Unwürdigkeit aufzufassen? Denn ehe man zum Fragen kam, hatte man die Antwort in jedem Wort und Geberde, sowie in der kaum zu unterdrückenden inneren Bewegung. Ausgehend von der gegebenen Veranlassung begrüßte der Ehrw. Redner die Festversammlung in Worten, die sich warm an's Herz legten und wählte als Text seiner Predigt die Worte des 43. Verses im 119 Psalm: Nimm ja nicht von meinem Munde das Wort der Wahrheit, denn ich hoffe auf deine Rechte. Auf Grund dieses Wortes handelte er von dem „guten Grund der gegenwärtigen Jubelfeier.“ Denselben fand er darin, daß die Synode wirklich durch Gottes Barmherzigkeit von ihrem Zusammentritt bis heute bei dem Wort der Wahrheit geblieben sei; ferner wies er nach, warum dieses gerade der gute Grund der Jubelfeier sei und stellte zuletzt die Frage: Von welcher Beschaffenheit die Jubelfreude sein müsse, wenn sie Gott wohlgefällig sein solle? Es war eine tief demüthigende Predigt, denn sie wies schlagend nach, daß nur die unverdiente Gnade Gottes die Synode in der Wahrheit erhalten hat; es war ferner eine herzerhebende Predigt, weil sie zeigte, wie reich sich der unendliche Gott zu uns armen, sündhaften Menschen herabläßt, um durch seine Himmlsgaben zu beseligen und dabei die hochmüthige Weisheit dieser Welt zu Schanden macht, die Unmündigen aber hoch erhebt und zu Ehren setzt. Es war aber auch eine mächtig anregende Predigt, denn sie zeigte an der Kirchengeschichte, wie der Schatz der reinen Erkenntniß Gottes schon manchem Volk wieder verloren gegangen ist durch Laune und Sathheit, und wie es deshalb thöricht wäre zu jubeln ohne die demüthige Erkenntniß, daß Gott allein den Segen uns bewahren könne und daß darum auch das dringliche Gebet in den Herzen sich finden müsse: „Nimm ja nicht von meinem Munde das Wort der Wahrheit.“ Die bald im Druck erscheinende Predigt wird hoffentlich unserer vielen Lesern ein gesegneter Nachhall des hier empfangenen Segens sein.

Am Abend des Festtages wurde die Jubelfeier in allen hiesigen Kirchen, welche mit der Synode verbunden sind, fortgesetzt und allenthalben, so weit meine Kenntnißnahme reicht, klang derselbe Ton des Dankes, der Freude und des Jubels fort, der am Morgen angeschlagen war. Und gewiß, hat ein Kirchentörper dieses Landes Ursache sich zu

freuen, so ist es die Missouri-Synode. Acht Gemeinlein mit ihren Predigern waren es, die vor 25 Jahren die Synode gründeten. Letztere waren im Ofen der Trübsal, in Schmach, Verleumdung, Verfolgung und heftiger Feindschaft von Seiten der Welt und der falschen Kirchen, gekütert worden und verschmähten die Weisheit von unten her. Sie wollten lieber klein und gering sein, als groß und geehrt in „böser Gemein“. Gott, der die Treue ansieht, hat sie aus dem Staub erhöht und zu einem Heer werden lassen. Das, was nach dem Urtheil aller Welt sie für immer zu einem abgeschlossenen und dem Untergang übergebenen Häuflein machen mußte, nämlich die unbeugsame Treue gegen das unverfälschte Bekenntniß unserer lutherischen Kirche, ist gerade das Mittel geworden, wodurch der grundgütige Gott die Kinder unserer gel. Kirche gesammelt und ihnen die seligmachende Wahrheit und die unverfälschten Sacramente erhalten hat. Gegen 450 Pastoren und Professoren sind jetzt unter dem Panier der „reinen Lehre“ in voller Arbeit, ebenso gegen 250 Lehrer in Gemeindepfeulen. Die Wirksamkeit der Synode erstreckt sich über 25 Staaten und gewinnt täglich an Umfang. Sie besitzt ein Predigerseminar, wo gegenwärtig 160 angehende Prediger studiren; ferner ein Schullehrerseminar, wo eine beträchtliche Anzahl junger Männer für den Schuldienst ausgebildet werden, sodann ein Gymnasium (college), das bereits eine Macht im Lande geworden ist durch die große Zahl derer, die in demselben ihre Ausbildung erhalten haben. Unmittelbar im Dienst der Barmherzigkeit stehen eine Waisenanstalt, ein Hospital und ein Asyl für altersschwache, freudlose Leute. Außerdem betreibt die Synode das Werk der Emigrantemission in New-York und Baltimore. Aus einer wohl eingerichteten Synodaldruckerei gehen kerngesunde Schriften für Kirche, Schule und Familie herfür, die weit und breit reden können, auch wo das lebendige Zeugniß fehlt. Vier Zeitschriften erscheinen im Dienst der Wahrheit, der Erziehung und der Gottseligkeit. Kurz, das Gleichniß vom Senfkorn, das ein Mensch nahm und legte es in seinen Acker und welches zu einem Baume wurde, unter dessen Zweigen die Vögel des Himmels Rann und Wohnung fanden, ist wieder einmal zur Wirklichkeit geworden. Es sei dafür dem treuen Herrn der Kirche Dank gesagt. Dieser Dank sei auch nicht weniger innig, wenngleich die meisten Leser unseres Blattes, gleich dem Schreiber dieses, weder Theil an der Gründung, noch an der Fortführung der Jubelsynode gehabt haben. Denn hatten wir auch keinen Antheil an der Arbeit, der Sorge und Schmach derselben, so haben wir doch seit Jahren von ihrer Handreichung geehrt und haben ihren Dienst der Liebe erfahren. War letzterer auch unserem Herzen bisweilen bitter, so war er nichtsdestoweniger tren gemeint und des Dankes werth. Diesem Dienst ist es zu verdanken, daß nun die nordwestliche lutherische Synode, die Synoden von Wisconsin, Ohio, Illinois und Minnesota in Glaubenseinigkeit mit ihr stehen und darnun auch an ihrem Freudenfest berechtigten Antheil nehmen können. Sämmtliche genannte Synoden sind auch bei dieser Versammlung vertreten und mit herzlichem Brüderlichkeit begrüßt worden und wer will es ihnen verdenken, daß auch sie mit hineingezogen sind in die gehobene Stimmung dieser Feier? Wenn

ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich billig alle Glieder mit.

Wäcchten doch recht bald alle Lutheraner, die sich noch hie und her im Lande finden, selbst in falschen Gemeinschaften und in solchen Synoden, welche, mehr oder weniger, die Treue gegen das Bekenntniß, als hartherzig und exclusiv verschreien und darum auch in diesem und jenem Stück untren gegen dasselbe sind, den Segen erkennen, den Gott auf die Treue legt und alle falsche Weichherzigkeit bei Seite legen. Freilich gibt es dann mehr Kampf und Schmach, aber auch ein ruhigeres Gewissen und gekrochten Frieden.

Bald hoffe ich Mehreres über die Verhandlungen, die von der „Allgemeinen Synode“ gepflogen werden, mittheilen zu können.

„Befehl du deine Wege.“

Wie mancher Christ hat sich nicht schon durch dies herrliche Lied unseres Paul Gerhard den Sorgen und Qualtenkel aus dem Herzen heraus, und Friede und Trost in's Herz hineingesungen. Es ist dies eins von den wenigen Gesangbuch-Liedern, die sich unmittelbar einen Weg zum Herzen des Volkes gebahnt haben und die sich das Christen-volk um keinen Preis rauben lassen will. Während man in den Tagen der rationalistischen Aufklärung sich nicht schente, die freie Hand auch an die kernigen Kirchenlieder zu legen und sie ihrer Herrlichkeit zu entkleiden, zu verwässern unter dem Vorwande, sie zu verbessern, ist doch dies Lied meist den verpfusenden Händen entgangen und rein und unverfälscht geblieben, was sich eben nur dadurch erklären läßt, daß das deutsche Volk mit Entrüstung jede Verstümmelung dieses Schazes zurückgewiesen haben würde.

Wie schon erwähnt, floß dies „Lied im höhern Chor“ aus dem Herzen und der Feder des hochbegnadigten Paul Gerhard und verdankt seine Entstehung der folgenden Veranlassung.

Gerhard war Pastor in dem Städtchen Mittenwalde unweit Berlin und war ihm in dieser Stellung zu jenen unruhigen und kriegerischen Zeiten das liebe tägliche Brod nur kärglich zugemessen. Durch sein unerschütterliches Gottvertrauen überwand er zwar alle in seinem Herzen aufsteigende Sorgen; aber sein Hegemahl, dem gerade die Beforgung aller der kleinen und größeren Bedürfnisse oblag, fühlte die drückende Lage immermehr, glaubte endlich keinen Ausweg mehr zu sehen und ward darüber eines Tages gegen Ende Mai 1657 von tiefer Schwermuth befallen. Gerhard sah ihren Kummer und erinnerte sie an den Spruch Ps. 37. 5. „Befehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn“ etc. Selber aber von der tröstenden Macht dieses Gotteswortes ergriffen, ging er in den Garten hinans und dichtete dort, auf einer Bank sitzend, unser liebliches Lied. Er brachte das Lied seiner bekümmerten Hausfrau, las es ihr vor, und sie fühlte sich nicht wenig dadurch getröstet und gestärkt. Als es nun Abend ward, erschien bei ihnen ein gewisser H. Martin Richter aus Berlin mit einem großen versegelten Schreiben des Berliner Magistrats, dessen Anblick die geängstigte Frau in nicht geringen Schrecken setzte. Gerhard aber, an den es gerichtet war, erbrach es, las es und fand darin, daß er als Diakonus an die St.

Nicolai-Kirche in Berlin berufen wurde. Mit Thränen durchlas er dies Schreiben, dadurch allen Nöthen und Sorgen ein Ziel gesetzt schien; reichte es dann seiner Hausfrau mit den Worten: „Siehe, wie Gott sorgt! Sagt ich dir nicht: Befehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn, Er wird's wohl machen?“

Es war an einen Sonnabend Abend in den achtzigern Jahren des vorigen Jahrhunderts, da saß in dem arnseligen Studirstüblein seines einstöckigen Pfarrhauses ein armer Lutherscher Pfarrer der Rheinpfalz, den Kopf in den Arm gestützt.

Er muß wohl nicht zu denen gehört haben, die zu viel besitzen; denn seine ganze Besoldung trug 138 Thaler, und die Mildthätigkeit der armen kleinen Gemeinde konnte auch nicht viel zulegen. Dazu hatte ihm der Herr Gott neun gesunde Kinder bescheert, die das geringe Einkommen des Vaters gar schnell verzehren halfen.

Der treue Knecht Gottes hatte, nach dem Worte des Apostels Petrus, bisher alle seine Sorgen auf den Herrn geworfen und war nie zu kurz gekommen. Es giebt aber Stunden des Lebens, wo auch die Zuversicht eines Glaubensmannes zu wanken anfängt. In solch einer Lage war der arme Pfarrer. Auf dem Tisch lag ein Brief seines Erstgeborenen, der vor bald einem Jahre mit tüchtigen Kenntnissen und unter des Vaters Segen fern hin nach Sena gezogen war, um auf der dortigen Universität sich zum geistlichen Stande vorzubereiten. Der arme Vater hatte ihm blutwenig mitgeben können, und nun hat der Sohn gar bescheidenlich um einen geringen Zuschuß, um den Hauszins bezahlen zu können; es ginge ihm gar arm und knapp und könne sich nur selten einmal satt essen.

Neben diesen Brief lag ein anderer ganz ähnlichen Inhalts von dem Zweitgeborenen, der bei einem Kaufmann in Frankfurt in der Lehre war und so mancherlei brauchte, was in der großen Handelsstadt viel mehr kostete, als der einfache Pfarrer geahnt hätte.

Kurz, ehe diese Briefe angekommen waren, hatte die sorgsame Ehefrau dem armen Pfarrer die Entdeckung mitgetheilt, daß der Vorrath an Korn gar zu Ende sei, es sollte nun neues gekauft werden, denn bis Martini, wo die liebe Gemeinde nach Ortsgebrauch dem treuen Seelenhirten für das geistliche Brod das leibliche wieder reichen sollte, war fast noch ein halbes Jahr hin.

Das alles zusammen genommen hatte den frommen gläubigen Mann sogar nachdenklich gemacht und ihm sorgenvoll das Haupt in die Hand gelegt, wie wir ihn haben sitzen sehen. Brod sollte er schaffen nah und fern, und es sah doch in seinem Geldbeutel noch trockner aus als auf der sandigen Nordseeküste, wenn's gerade Ebbe ist und kaum noch da und dort ein kleiner Pfuhl zurückgeblieben ist, in dem ein bescheidenes Fröschlein sein Leben dürftig fristen kann, bis die Fluth wieder kommt. Doch der Knecht Christi wußte, nicht blos aus seinen Büchern, sondern aus seines Herzens Erfahrung, wohin man das Auge richten muß, wenn der Kopf wieder grade und das Angesicht wieder freudig werden soll. Er schloß sein Stüblein ab, kniete nieder und legte im brüstigem Gebete dem Herrn im Himmel seine Lage vor. Er betete mit Psalm 68: „Hilf Du, Gott Deinem Knechte, der sich verläßt auf Dich!“ Und er durfte es erfah-

ren, was du, im Propheten Jesaja Kap. 59, 1 (des Herrn Hand ist nicht verkürzt) und Kap. 50, 7. nachschlagen wollest!

Innerlich getröstet und freudig gemacht, stand er auf von den Knien, trat an's Fenster und schaute hinaus. Wer ihn da gesehen hätte, der hätte nicht gewußt, ob er nach den schönen Bergen ausschaut, die vor dem Fenster liegen, oder nach den Wolken, die von der untergehenden Sonne vergoldet am Himmel dahin zogen. Wer ihn aber vorher hätte beten hören und ihn nun so freudig anschauen sah; den hätte es fast bedünkt, als hebe er, nach Psalm 121, seine Augen auf zu den Bergen, von denen ihm Hülfe kommen sollte. Und siehe, sie kam schon!

(Schluß folgt.)

Kirchliche Chronik.

Die diesjährige Sitzung unserer Bischofs-Synode naht heran und in Hinblick darauf erlaube ich mir, unsere lieben Gemeinden auf einige Punkte aufmerksam zu machen. Es ist ja eine vielverbreitete Meinung, eine Synode sei eben ein Körper, der aus lauter Pastoren bestehe, und diese kommen nun alle Jahre einmal zusammen und beschließen und „fixen“ da, was ihnen paßt und gutdünkt, und die Gemeinden müssen eben dann pariren und das ausführen, was die Herren Pastoren in ihrer Weisheit beschlossen haben. Es kann darum auch gar nicht fehlen, daß bei einer solchen irrigen Vorstellung von der Sache die Leute wenig Liebe zur Synode haben, ja dieselbe oft mit großem Mißtrauen ansehen. Aber diese Vorstellung ist, wie jeder weiß, der mit Synodal-Angelenheiten und Verhandlungen nur im geringsten vertraut ist, eine sehr irrige. Denn eine Synode besteht vornehmlich und ausschließlich aus den Gemein-den mit ihren Pastoren und hat eine jede Gemeinde nicht nur das Recht, sondern auch die heilige Pflicht, zu jeder Versammlung der Synode außer ihrem Pastor einen Delegationen aus ihrer Mitte zu schicken, der an allen Berathungen und Verhandlungen Antheil nimmt, darüber wacht, daß die Rechte seiner Gemeinde nicht gekränkt werden und bei allen Beschlüssen seine Stimme mit abgibt. Leider aber geschieht es, daß manche Gemeinde von diesem Recht keinen Gebrauch macht und oft nur aus dem Grunde, um die geringen Ausgaben der Reise eines Delegationen zu sparen. Doch sollte keine christliche Gemeinde aus einem solch wichtigen Grunde sich dieses Rechtes begeben und die Pflicht der Liebe gegen die andern mit ihr zu einer Synode verbundenen Gemeinden vernachlässigen, und wir bitten daher alle unsere lieben Gemeinden, zu der bevorstehenden Synodal-Sitzung einen Delegationen zu schicken nicht verfehlen zu wollen. — Doch soll auch eine jede Gemeinde in der Wahl eines solchen Delegationen weise zu Werke gehen. Da ein solcher an den Berathungen der Synode Theil nehmen, seine, resp. die Meinung seiner Gemeinde auch sagen und vertreten und bei allen Verhandlungen seine Stimme mit abgeben soll, so sollte die Gemeinde darauf sehen, daß sie einen gewissenhaften und verständigen Mann von christlicher Erkenntniß wähle. Darum, daß einer gerne und

viel spricht, ist er noch nicht geeignet zum Delegaten, denn er kann deshalb doch viel ungereimtes Zeug reden, dadurch die Verhandlungen der Synode mehr aufgehalten als gefördert werden. Wiederum sollte eine Gemeinde nur einen solchen Mann wählen, der auch im Stande und willig ist, der Sitzung der Synode von Anfang bis Ende beizuwohnen. Wie häufig geschieht es doch, daß nach zwei oder drei Tagen eine ganze Anzahl unserer l. Delegaten schon ihre Bitte vorbringen, nach Hause reisen zu dürfen, und sieht es gegen Ende der Sitzung allerdings so aus, als ob die Synode einzig und allein aus Pastoren bestehe. Dessen soll sich darum jede Gemeinde gleich bei der Wahl ihres Delegaten versichern, daß er bis zum Schluß der Sitzung aushalten kann und will. Und endlich sollte sich die Gemeinde nach der Rückkunft ihres Delegaten von der Synode von ihm einen getreuen und soviel als möglich ausführlichen Bericht über die gepflogenen Berathungen und die gefaßten Beschlüsse der Synode, wenigstens in den wichtigsten Punkten, geben lassen, damit sie erfährt, was verhandelt worden und so das Vertrauen und die Liebe zu ihrer Synode gestärkt und sie zu kräftiger und thätiger Mithilfe am Aufbau der Kirche gereizt und gelockt werde. Z.

Der „Lutheran Observer“ bringt die Nachricht, daß die sogenannten Lutheraner innerhalb der preussischen Landeskirche ihren Austritt aus derselben zu bewerkstelligen beabsichtigen. Die jüngsten Vorfälle mit den Pastoren Dr. Lisco und Sydow in Berlin, welche wesentliche Stücke des Apostolischen Symboliums in öffentlichen Vorträgen angegriffen und verworfen und dafür von ihrer Kirchenbehörde in Untersuchung gezogen, mit einem höchst gelinden Verweise wegfamen, sollen jenen lutherisch Gesinnten die Augen endlich geöffnet und sie zur Erklärung veranlaßt haben, daß die Landeskirche (Union) in den Protestanten-Berein aufgegangen sei. Tauscher, der Nachfolger Hengstenbergs in der Herausgabe der Evang. Kirchenzeitung, und Meinhold, Superintendent in Cammin, sollen schon mit den Hannoveranern in Berathung getreten sein. Der „Luth. Observer“ will diese Nachricht aus Privat-Quellen geschöpft haben, verspricht aber, daß die kirchlichen Blätter bald ausführliches darüber berichten werden. Z.

Das „immer langsam voran“ ist dem ächten Yankee ein Dorn im Auge; er huldigt dem raschen Fortschritt auf allen Gebieten und hat einen praktischen Blick für alle noch vorhandenen und zu ersetzenden Mängel. So hat er ja schon längst Heiraths-Bureauz eröffnet, wo man ohne alle Mühe für ein Weniges ein Ehegemahl bekommen kann, und hat Intelligenz-Officen angelegt, wo Herrschaften Dienstboten und Dienstboten eine Herrschaft finden können. Aber noch ein Mangel hat bisher bestanden; es gab ja auch Gemeinden die Prediger und Prediger die Gemeinden suchten und nicht wußten, wie sie dieselben erlangen konnten. Um diesem Mangel abzuhelfen, ist jetzt in der Stadt Boston eine Agentur eröffnet worden, wo Prediger jeder evangelischen Benennung für den Spottpreis von einem Dollar sich einschreiben lassen können, und vacante Gemeinden für dasselbe

Lumpengeld ihre Wünsche kund thun können und zwischen beiden nun vermittelt wird. Das Geschäft dieses praktischen und smarten Yankee soll blühen und trotz des geringen Preises ein nettes Sümmdchen abwerfen. Z.

Protokoll

der vom 10.—11. Januar 1872 in St. Paul, Minn., abgehaltenen Konferenz der Prediger von der Ehrw. Minnesota- mit denen von der Ehrw. Missouri-Synode in Minnesota.

[Schluß.]

Einwurf: Wenn Jemand seinen Beitrag nicht bezahlt, so ist er in gewissen Sinne ein Dieb, die Diebe sollen aber hinausgethan werden. **Antwort:** An und für sich ist das noch keine Ursache zum Bann, die würde aber gegeben sein, wenn sich hierbei völlige Unbussfertigkeit und Verachtung des göttlichen Wortes offenbarte.

Thesis VI.

Sie haben solche, welche aus anderen rechtgläubigen Gemeinden zu ihnen kommen, nur auf Grund eines guten Entlassungszeugnisses zum heiligen Abendmahl anzunehmen und in die Gemeinde aufzunehmen und den von ihren Gemeinden Entlassenen ein wahrheitsgetreues Zeugniß auszustellen. Ap. Gesch. 18. 27, 3 Joh. 8. 3.

Apollo wollte in Achaia reisen, da gaben ihm die Brüder ein Zeugniß mit an die dortigen Gemeinden. Namentlich sollte man hier in Amerika das wohl in Acht nehmen, weil hier so oft Glieder aus andern Gemeinden zu uns kommen, von denen wir eben nicht wissen können, ob sie nicht in Kirchenzucht stehen. Wie soll man aber handeln mit solchen, die noch in keinem Gemeindeverband aufgenommen waren, etwa nur in Abendmahlsgemeinschaft standen? Auch über diese sollte man ein Zeugniß haben, damit man auch hinsichtlich solcher alles thue, sein Gewissen unbefleckt zu bewahren. Wo ein solches Zeugniß nicht zu erlangen ist, muß man durch persönliche Verhandlungen sich Gewisheit zu verschaffen suchen, ob eine solche Person in die Gemeinde aufgenommen werden kann.

Thesis VII.

Sie haben sich zu hüten, eine Stelle eines mit Unrecht vertriebenen Pastors, die ja diesem noch gehört, anzunehmen.

Wird ein Prediger mit Unrecht von seiner Gemeinde vertrieben und abgesetzt, so ist er deswegen noch nicht von Gott abgesetzt. Wer sich an seine Stelle berufen läßt, würde also in ein fremdes Amt greifen. Ebenso schändlich wäre es natürlich, wenn man eine Gemeinde bearbeitete, ihren Prediger abzusetzen. Das gilt auch da, wo sich ein Theil der Gemeinde unrechtmäßig getrennt hat. Da darf kein Prediger einen Gegenaltar aufrichten durch Bedienung solcher unrechtmäßig Getrennten.

Thesis VIII.

Sollte der eine oder mehrere Prediger eine Lehre vertreten, welche nach Gottes Wort und dem Bekenntniß unserer Kirche irrig ist, oder in Praxis und Leben gegen Gottes Wort sich offenbar versündigen, so ist Derjenige, welcher dieses gewahrt, ver-

pflichtet, dem Betreffenden, womöglich zuerst privatim, Vorhalt zu thun, und wenn dieses fruchtlos ist, dem Präses desselben privatim Anzeige zu machen.

Dies sollte um so mehr geschehen, wenn zwei kirchliche Körperschaften sich gegenseitig als rechtgläubig anerkennen. Es wäre jedoch ganz wider die Liebe gehandelt, wenn man nicht zuvor den Weg der brüderlichen Belehrung und Bestrafung anwenden, sondern die Sache sofort öffentlich machen wollte. Das wäre wider das achte Gebot und Mtth. 18.

J. G. Sieker, Präsident.
H. J. Sprengeler, Sekr.

Synodal-Versammlung.

Die evangelisch-lutherische Synode von Minnesota u. a. St. versammelt sich dieses Jahr in Rankato, in der Gemeinde des Pastor A. Ruhn, und nimmt ihren Anfang den 12. Juni Morgens 9 Uhr.

Alle, die derselben beizuwohnen gedenken, sind ersucht, dies dem obgenannten Ortspastor kund zu thun, damit für Quartier gesorgt werden kann.

J. G. Sieker, Pr. J. J. Hunziker, Sekr.

Synodal-Versammlung.

Am Donnerstag den 30. Mai früh um 9 Uhr versammelt sich, so Gott will, die Synode von Wisconsin u. a. St. in der Kirche und Gemeinde des Herrn Pastor Brenner in Oshtosh, Wis. Für Lehrverhandlungen wird eine Arbeit über die Lehre vom Amt vorgelegt werden.

Johann Bading, Präses.

Zur Beachtung.

Damit es mir möglich wird, rechtzeitig genug Logis zu besorgen, eruche ich hiemit alle lieben Amtsbrüder unserer, sowie der uns befreundeten Synoden, die der diesjährigen Synodalversammlung beizuwohnen gedenken, wie auch die Pri. Lehrer und Gemeinde-Abgeordnete, mir solches spätestens 8 Tage vor dem 28. Mai a. o. mitzutheilen.

W. H. Brenner, p. 1.

Oshtosh, Wis.

Briefkasten.

Briefe erhalten von den Pastoren Siegler, Reichenbecher, U. E. Frey (2), Ungrodt, Seifert, Bading, Brodmann, Sieker (2), A. Hoffmann, Herren Lüt., Brümder, Frisbe.

R. A.

Quittungen.

Eingegangene Collektenelder: Durch Pastor W. Danmann Collette aus seiner Gemeinde \$13.74. Von und durch Pastor W. G. Duesl \$9. Durch Pastor F. Günther \$27.60. Durch Pastor Gubner von G. Pahl \$1. Carl Lange \$1. Mich. Schwarz 50c. Von und durch Pastor Golbammer \$15. Durch Past. Reichenbecher \$12.25. Durch Pastor E. Junker von F. Rosenbaum \$5. Westedt \$5. A. Gehrke \$1. F. Peters \$1. D. Rosenbaum \$1. G. Schmidt \$1. Lopp \$1. Halbermann \$1. Gehmann \$1. F. Lange \$1. W. Barthel 50c. Ledrenz 50c. A. Martens 50c. Wilhne Rohling 25c. F. Peters 25c. F. Krug 75c. Wittve E. Perri 20c. Frau Krämer \$2. J. Nieß \$1. Ch. Nieß \$1. G. Schmidt \$1. G. Schwarz 50c. Durch Past. Allan Oster-Collette \$7. Durch Pastor Käfel Collette der Gnaden-Gemeinde \$39.25. Durch Past. Reichenbecher nachträglich eingegangen 50c. Durch Pastor Genfide aus der Gemeinde in Selenville \$5. Durch Pastor Lukas vom Frauen-Missions-Berein \$12.55. Durch Pastor Gubner von E. Saager \$1. von Chr. Fris \$1. Absettlungs-Geld von Louis Beyer aus Calumet \$75.

Geo. Brümder.

Für die theologische Professur, von Past. W. Streißguth \$10.

Für Wittwenkasse, von demselben \$5.

Für Heiden-Mission, durch denselben von R. R. \$4, von den Kindern der Sonntagschule in Fond du Lac \$5.75.

R. Udelberg.

Für das Gemeinde-Blatt haben bezahlt: P. Reichenbecher VII \$5 — Herr Wagner VII \$13 — P. Dyck VII \$15 — P. Streißguth I—V \$11.60, VII \$20 — Herr W. Lüt VII \$1 — P. Weinbach VII \$1 — P. R. Schulz VII \$1 — P. G. Fischer VII \$1 — P. A. Blumer VII \$1.

R. Udelberg.

Veränderte Adresse.

Rev. W. Streißguth
St. Paul, Minn.